

ERSTMALS ALS
DEUTSCHES E-BOOK

VOR FRÜH LING

STEFAN ŽEROMSKI



ERSTMALS ALS
DEUTSCHES E-BOOK



VOR FRÜH LING

STEFAN ZEROMSKI

Zum 100. Todestag des Autors, erstmals als E-Book auf Deutsch: Der polnische Literaturklassiker „Vorfrühling“ (Przedwiośnie)

Polen nach dem Ersten Weltkrieg: Ein Land im Aufbruch, eine Seele im Konflikt.

Cezary Baryka ist ein Fremder in seinem eigenen Land. Nach Jahren im Russischen Reich kehrt er in das eben erst wiedererstandene Polen zurück – eine Heimkehr, die weniger eine Idylle als vielmehr eine Desillusionierung ist. Statt der von seinem Vater verheißenen "Glaspaläste" findet er Armut, soziale Ungleichheit und bittere politische Auseinandersetzungen vor.

„Vorfrühling“ ist Stefan Żeromskis Meisterwerk über die schmerzhafteste Geburt einer Nation und die Entdeckung der Realität nach dem großen Krieg. Baryka wird zum Zeugen und Teil der gesellschaftlichen Umbrüche, ringt mit sozialistischen Idealen, der Sehnsucht nach Ordnung und dem Trauma vergangener Kriege. Der Roman fängt meisterhaft die Atmosphäre einer Epoche ein, in der Hoffnungen auf eine neue Welt auf harte Wirklichkeiten prallen und Individuen zwischen verschiedenen Wegen zur Neugestaltung ihres Landes wählen müssen.

Eine unverzichtbare Lektüre, die eindrucksvoll beschreibt, wie aus Träumen Revolutionen und aus Idealen harte Wahrheiten werden.

**Stefan
Żeromski
(1864-1925)
Der Chronist
des polnischen
Gewissens**



Stefan Żeromski gilt als einer der bedeutendsten polnischen

Schriftsteller des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Seine Werke prägten maßgeblich die literarische Landschaft Polens in der Zeit vor und nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit im Jahr 1918. Żeromski, oft als "Gewissen der Nation" bezeichnet, setzte sich in seinen Romanen und Dramen kritisch mit den sozialen, politischen und moralischen Herausforderungen seiner Zeit auseinander.

Seine tiefgründigen psychologischen Porträts und seine meisterhafte Darstellung der polnischen Geschichte und Gesellschaft machten ihn zu einer Schlüsselfigur des polnischen Realismus und Naturalismus. Er beleuchtete Themen wie die nationale Identität unter Fremdherrschaft, die sozialen Ungerechtigkeiten, die Notwendigkeit von Reformen und die komplexen Nachwirkungen von Krieg und Aufständen.

Zu seinen bekanntesten Werken zählen neben "Vorfrühling" (Przedwiośnie) auch "Die Geschichte einer Sünde" (Dzieje grzechu) und "Asche" (Popioły), die alle die turbulenten

Zeiten Polens widerspiegeln und bis heute große Relevanz besitzen. Żeromskis Werk ist ein unverzichtbarer Zugang zum Verständnis der polnischen Seele und ihrer Geschichte.

Stefan Žeromski

Vorfrühling

1924

Impressum & Informationen:

Dieses Werk basiert auf einem gemeinfreien Original von Stefan Żeromski (gest. 1925). Originaltitel: Przedwiośnie. Übersetzung aus dem Polnischen: Lukas Tarnowski, Berlin © 2025 lukcisz@gmail.com

***Dieses Werk ist Konrad Czarnocki als
freundliche Erinnerung gewidmet.***

Stammbaum

Es geht hier, verdammt noch mal, nicht um Wappen oder Reihen kahlköpfiger Vorfahren mit sarmatischen Schnurrbärten und Säbeln, auch nicht um tief ausgeschnittene Urgroßmütter mit Locken. Vater und Mutter – das ist die ganze Abstammung, wie es bei uns modernen Menschen ohne Vergangenheit üblich ist. Nur wenn nötig eine Erwähnung eines Großvaters, nur wenn unbedingt erforderlich eine Notiz über einen einzigen Urgroßvater. Wir wollen die vom semitischen Geist und Geschmack durchdrungene Abneigung der modernen Menschen respektieren, ihr Gedächtnis mit Wissen darüber zu belasten, in welcher Kirche oder auf welchem Friedhof ein bestimmter Großvater ruht.

Nun also – der Vater trug den Namen Baryka, den Vornamen Seweryn, der in den russischen Weiten nicht allzu sehr auffiel. „Sewerian Grigorjewitsch Baryka“ – das ging damals durch, glitt unbemerkt vorbei. Die Mutter war unauffällig, eigenständig, die gewöhnlichste Jadwiga Dąbrowska, gebürtig aus Siedlce. Fast ihr ganzes Leben in Russland verbringend, in verschiedensten Gouvernements und Kreisen, lernte sie nie richtig Russisch zu sprechen, und im Geiste wohnte sie nicht irgendwo am Ural oder in Baku, in Simbirsk oder gar in Tula, sondern fortwährend in Siedlce. Nur in Siedlce – obwohl sie das lediglich aus Briefen und Zeitungen wusste – geschahen für sie wichtige, interessante, rührende, erinnerungs- und sehnsuchtswürdige Dinge. Alles andere, außer Ehemann und Sohn, war eine zufällige, zeitweilige, vorübergehende Summe von Dingen und Ereignissen, die eine immer

größere Sehnsucht gerade nach Siedlce weckte. Am schönsten Ort – einer Öloase in der Wüste Baku – irgendwo auf dem sogenannten Zich, in der Bucht der Apscheron-Halbinsel, duftend von Blumen und südlicher Vegetation, wo das klare Meer rauschend die Schatten der Uferhaine füllte, hatte Frau Barykowa stets nichts Dringenderes anzumerken als die Feststellung, dass in Sekula „auch“ ein sehr schöner Teich war, in Rakowiec gab es außerdem Wiesen – ach! – schöner als irgendwelche auf der Welt, und wenn der Mond über der Muchawka schien und sich im Teich bei der Mühle spiegelte... Es folgte das unvermeidliche Dahinkriechen inmitten langwierigen Erinnerns an die Schönheiten irgendwelcher feuchten Wiesen bei Iganie, eines Wäldchens bei Stoczek, und sogar der Landstraße nach Mordy, die – Gott erbarme! – in den Erinnerungen auch voller nicht nur Schlamm, Staub und ständiger Schlaglöcher war, sondern auch voller Zauber.

Schon bald nach der Hochzeit, bei ihrer ersten Durchreise durch Moskau, sorgte Frau Barykowa (Jadwiga geb. Dąbrowska) in der russischen Polonia für Gesprächsstoff durch ein Missverständnis mit einem Kutscher. Als nämlich die Kutsche, in der sie saß, auf dem holprigen Pflaster unbarmherzig durchgeschüttelt wurde, wies sie den Kutscher zurecht, der auf dem Bock saß und, zeremoniell und quasi von Amts wegen, in alle Richtungen üppig ausgestopft war: „Was habt ihr denn hier für schlechtes Pflaster!“ (płochę bruki). Sie wiederholte diesen Vorwurf ein-, zwei-, dreimal, mit wachsender Ungeduld, bis es zur Katastrophe kam. Der Kutscher hatte sich mehrmals empört umgedreht, und als sie erneut ihren Unmut über das

„schlechte Pflaster“ äußerte, hielt er seinen Schimmel an und schrie:

- Was wollt Ihr eigentlich, gnädige Frau, was habt Ihr an meiner Hose auszusetzen! Schlechte Hose, ja schlechte Hose! Sieh mal einer die Frau an! Schlechte Hose, na und, aber was geht es dich an, Weib! - Der Kutscher verstand das polnische „płochę bruki“ [schlechtes Pflaster] als das ähnlich klingende russische „płochije briuki“ [schlechte Hosen].)

Ein andermal, bereits als Gattin eines gut situierten Beamten, schadete sie ihrem Mann erheblich, weil ihr die Feinheiten der russischen Sprache nicht vertraut waren - obwohl sie doch bestrebt war, nach Kräften zu seinem Erfolg und Aufstieg beizutragen. Dies geschah auf einem öffentlichen Ball in einer Gouvernementsstadt am Ural, den der örtliche Gouverneur samt seiner heranwachsenden Tochter mit seiner Anwesenheit beehrte. Frau Barykowa fand nach einem Walzer zufällig einen Platz neben der Gouverneurstochter und fasste den Plan, ein nettes Gespräch mit der jungen Dame von Stand anzuknüpfen. Sie wollte den Augenblick nutzen und durch die Gunst der Tochter etwas für ihren Mann tun. Sie wusste nicht, wie sie anfangen sollte, zögerte und wusste vor lauter Aufregung nicht, was sie sagen sollte... Endlich hatte sie eine Idee! Als sie eine hübsche Rose am Mieder der reizenden Gouverneurstochter sah, sagte Frau Barykowa, von Entzücken und Bewunderung hingerissen und ganz in Lächeln aufgelöst:

Ach, was für eine rote Fratze Sie haben!

Wie groß war ihr Erstaunen, ja, ihr Entsetzen, als das junge Mädchen mit ersterbend-schmerzlichem Diskant in

Richtung ihres Vaters zu rufen begann:

Väterchen! Väterchen! Man beleidigt mich hier!

Woher hätte Frau Jadwiga (geb. Dąbrowska) auch wissen sollen, dass die polnische róza (Rose) nicht die russische roza (Gesicht, oft abfällig für Fratze) ist, die doch dem Klang nach so ähnlich schien!

Die Heirat mit Seweryn Baryka selbst fand auf ungewöhnliche Weise statt.

Bereits in einer guten Stellung, gesund, in der Blüte seines Lebens und ein ansehnlicher „junger Mann“, beschloss er zu heiraten, natürlich in der Heimat. Er nahm also einen Monat Urlaub und erledigte in dieser Zeit – abzüglich der Reisetage – alles: Er suchte sich eine Lebensgefährtin, machte die übliche „Brautwerbung“, gewann die Gunst der Eltern, „fand Gegenliebe“ – (obwohl die junge Dame aus unklaren Gründen heftige Anfälle erlitt) –, heiratete, trat die Rückreise an und kam keine Stunde zu spät an seinen Posten zurück, irgendwo am Fuße des mittleren Urals.

Seweryn Baryka hatte in seiner Jugend keine besondere Ausbildung erhalten und keinen bestimmten Beruf erlernt. Als die Zeit dafür gewesen wäre, hatte er wenig Lust, sich den Kopf mit Lernen zu zermartern, und später fügten sich die Umstände so, dass es für ein entschlossenes Studium bereits zu spät war. So war er lange Zeit der typische Stellensuchende. Fand er eine nicht ganz passende Stelle, suchte er heimlich nach einer besseren, einträglicheren, gleichgültig in welcher Branche. Es ging nur um die Höhe des Gehalts, Wohnung, Heizmaterial, Licht, Tantiemen und ähnliche Zulagen; was man dafür leisten musste, war ihm völlig gleichgültig. Man muss jedoch erwähnen, dass

Seweryn Baryka ein von Grund auf und durch und durch ehrlicher Mensch war; daher hätte er selbst für das höchste Gehalt und die größte Wohnung nichts Niederträchtiges getan.

Innerhalb der Grenzen jedoch, die eine bürgerliche Sichtweise zwischen Gut und Böse zog, war er bereit, alles zu tun, was „die Oberen“ befahlen.

Das vorrevolutionäre Russland war ein ideales Pflaster für Menschen dieses Typs, die ihr Glück machen wollten, besonders wenn sie aus dem „Königreich“ (Kongresspolen) stammten. Kenntnisse aus der Gymnasialzeit, angeborene Intelligenz, die den Stellungssuchenden zusammen mit guter Gesundheit begleitete und sich auf Abruf zeigte, obwohl sie weder gesät noch gepflegt worden war, dazu Ausdauer, Mut, eine fröhliche Natur und eine gewisse Prise Spott über den „Moskowiter“, in dessen Diensten man stand, über den man sich aber trotz allem überlegen fühlte – all das ebnete den Weg von einer niedrigeren zu einer höheren Position. Man muss zugeben, dass auch die Protektion in diesem Spiel eine nicht zu unterschätzende Rolle spielte – eine stille, bescheidene, gute Fee, die einen Landsmann an der Hand von einer niedrigen Position zu einem immer höher stehenden Landsmann weiterreichte, der hier und da auf dieser russischen Karriereleiter bereits Fuß gefasst hatte.

Nicht viel Zeit war seit der Hochzeit in Siedlce vergangen, war Seweryn Baryka doch schon nicht nur Vater eines hübschen Söhnchens – das auf den Namen Cezary Grzegorz getauft wurde –, sondern auch ein Emporkömmling, der bereits über ansehnliche Ersparnisse verfügte. Der Gerechtigkeit halber sei gesagt, dass er nicht

verschwenderisch war und sein Geld nicht für Belangloses ausgab. Er sammelte, wenn nicht bares Geld in Gold, so doch Besitztümer an: Möbel, Teppiche, Schmuck, sogar Bilder und Bücher – letztere nicht unbedingt, um darin zu lesen, sondern eher als wertvolle Sammlerstücke. Als es jedoch notwendig wurde, mit der gebildeten und belesenen Welt zu verkehren, ergab sich auch die unvermeidliche Notwendigkeit, jene kostbaren polnischen „weißen Raben“ – bibliophile Raritäten – in ihren prächtigen Einbänden zu lesen. Aus diesem häufigen Lesen zog ein gewisser Geist in sein Leben ein, wie ein flüchtiger, subtiler, kaum fassbarer Duft.

Unter den prächtig in vergoldetes, geprägtes Leder gebundenen und mit Titeln versehenen Bänden fand sich ein unscheinbares Bändchen, das wie das teuerste Juwel in einer Schatzkammer gehütet wurde. Es war ein Tagebuch aus dem Krieg von 1831, verfasst und im Exil herausgegeben von einem anonymen Autor, über den Feldzug General Józef Dwernickis nach Beresteczko und Radziwiłłów. Neben vielen detailliert, aber höchst verworren beschriebenen Wechselfällen fand sich dort auf Seite 37 die Nachricht, dass zu den fünfzehn Gutsbesitzern in Ruthenien, die sich dem Aufstand angeschlossen und ihn mit ihrem ganzen Vermögen unterstützt hatten, auch Kalikst Grzegorz Baryka gehörte, der Gutsherr von Sołowijówka samt zugehörigen Ländereien. Dies war Seweryn Barykas Großvater in direkter Linie. Großvater Kalikst war durch seine Teilnahme am Aufstand, wie man sagt, auf denkbar unglücklichste Weise hineingeraten. Denn nachdem General Dwernicki nach der Schlacht bei Boreml am Styr, bedrängt von den überlegenen Kräften des russischen Generals

Rüdiger, bei Lulińce über die „grüne“ Grenze nach Galizien ausweichen musste, ging die russische Regierung mit aller Härte gegen jene vor, die die Bewegung unterstützt hatten. Sołowijówka wurde konfisziert, das Herrenhaus zuerst vollständig geplündert und dann niedergebrannt, und jener Großvater Kalikst musste mit dem letzten Pferd aus dem einst reichen Stall in die Welt hinausziehen – das heißt, in das graue Elend der Armut nach dem Aufstand. Aus dem Gutsherrn wurde ein armer Mann, der sich in der Fremde mit seiner Hände Arbeit sein Brot verdienen musste.

Der Wortlaut dieser Nachricht, trocken und ohne Gefühl, aber detailliert, war auf beiden Seiten des Blattes von Seweryns Vater – dem Sohn jenes Großvaters Kalikst – markiert worden. Von dem erwähnten Gut Sołowijówka besaßen die beiden Letzteren nur noch die Version aus der Broschüre und die mündlich überlieferte Legende. Sołowijówka wurde zu einem Familienmythos, einer Sage, die in immer neuen Varianten weitererzählt wurde – von etwas Fernem, Berühmtem, Ehrwürdigem und unermesslich Großem.

Die Legende selbst, wie es bei Legenden üblich ist, übersteigerte die Reichtümer des Großvaters, dehnte die Besitzungen aus und verlieh seiner Tat den Anstrich eines beinahe übermenschlichen Heldenstücks. Die trockene Notiz in der seltenen Broschüre wurde zur Spindel, auf die die armen Nachkommen den geheimnisvollen, dünnen und kostbaren Faden ihres Glaubens spannen. Sie glaubten an eine gewisse eigene Höherwertigkeit, die sie mit Stolz erfüllte. Seweryns Vater hatte unter den Titel der Broschüre in Großbuchstaben geschrieben, ohne dass klar war, an wen

der Befehl gerichtet war – an seinen einzigen Sohn oder an alle Nachkommen: „Hüten wie den eigenen Augapfel!“

Tatsächlich hütete Seweryn Baryka dieses Büchlein wie seinen Augapfel. Es begleitete ihn auf seinen Wegen durch das weite Russland, lag still auf dem Boden eines Koffers, zwischen schmutzigen Kragen und getragener Wäsche, neben unansehnlichen Socken und Entwürfen von Bittgesuchen um Anstellung bei verschiedenen Würdenträgern, als der Nachfahre des leichtsinnigen, aber großartigen Großvaters noch arm wie eine Kirchenmaus war. Später ruhte es in einer Schreibtischschublade zwischen den wichtigsten Papieren. Es gelangte in die Aktentasche eines aufstrebenden Karrieristen, lag im Geheimfach des prunkvollen Schreibtisches eines Würdenträgers und fand schließlich seinen Platz in einer Vitrine mit Bronzebeschlägen, gefüllt mit wertvollen Sammlerstücken, seltenen Drucken und Prachteinbänden.

Man kann nicht behaupten, dass der Inhalt dieses historischen Büchleins eine besonders tiefe Verbindung zu Seweryn Barykas Seelenleben gehabt hätte. Es war jedoch in seinem Leben etwas Fernes, Traumhaftes, Verlockendes. Dieses Büchlein barg gleichsam etwas von einer Religion, zu der man sich nicht bekennt und die man nicht praktiziert, die man aber doch mit Respekt behandelt. Es barg etwas vom Duft einer Frühlingsblume, den ein tatkräftiger, praktischer und geschäftiger Mann nicht wahrnimmt, selbst wenn er sie sieht, die ihn aber vom Boden und aus dem Schatten heraus trotz allem treu ansieht und ihm dennoch ihren Duft verströmt. Darüber hinaus nährten sich an dem bescheidenen Bändchen der Familienstolz und ein verborgener Ehrgeiz: Man stammte – zum Teufel noch mal! –

nicht von irgendwoher, wie die vielen anderen, denen man auf dem Karriereweg begegnete und vor denen man sich tief verbeugen musste.

Auf seinem Weg von einer niedrigeren zu einer höheren Stellung, nachdem er nacheinander in verschiedenen Städten gewohnt hatte, landete Seweryn Baryka schließlich in Baku, bei den dortigen Ölfeldern und Raffinerien (der Öl-„Industrie“), bereits als höherer Angestellter mit einem ganzen Büro unter seiner Leitung. Die früher bescheidene Wohnung hatte sich in ein Apartment verwandelt, dessen Böden mit persischen Teppichen ausgelegt waren. Auf den Teppichen standen Möbel – nicht etwa kunstvolle, sondern einfach teure, mit kostbarem kaukasischem Atlasseidenstoff bezogen. Schwere Tischdecken lagen auf den Tischen, und an den Wänden hingen „handgemalte“, echte Ölgemälde von Meistern, die in den Möbelhäusern ähnlich hoch im Kurs standen wie die Möbel selbst. Zahlreiche Gefäße aus Silber und Gold füllten Schränke aus Eichen- und Nussbaumholz, massiv wie Festungsbollwerke.

Obwohl er weiterhin ein unauffälliges und maßvolles Leben führte, hatte Seweryn Baryka über die Jahre Ersparnisse von mehreren hunderttausend Rubeln für Notzeiten auf der Bank angesammelt. Er galt als hoch geschätzte, solide Persönlichkeit und genoss allgemeine Achtung in dem Umfeld, in das das Schicksal ihn verschlagen hatte. Er wurde zu einer angesehenen Persönlichkeit in der polnischen Gemeinschaft vor Ort. Seine stille Frau, die ständig und mit den Jahren immer nachdrücklicher aus Heimweh nach ihrer Geburtsstadt schluchzte, hatte ihren Mann bereits so weit beeinflusst, dass ihn manchmal... ja, öfter... der Gedanke an eine

Rückkehr in die Heimat lockte: den Hausstand an die Weichsel zu verlegen und dort eine anspruchsvollere Tätigkeit aufzunehmen. Aber die ausgezeichnete Position in Baku, das Geld, das ihm reichlich zufloss, Wohlstand und Ruhe – und nicht zuletzt dieses Land, in dem Milch und Honig flossen – hielten ihn dort fest. Er hatte sich sogar an den Wohlstand gerade dort gewöhnt. Das warme Klima, das ausgezeichnete und außerordentlich billige Südobst, die Leichtigkeit, für wenig Geld prächtige Seidenstoffe zu erwerben, die niedrigen Kosten für Arbeitskräfte, die Möglichkeit, die heiße Jahreszeit in Zych (einem Ort bei Baku) zu verbringen, der komfortable und reiche Hausstand – all das ließ ihn dieses Land nicht verlassen. Unbewusst oder unterbewusst band ihn auch die Anhänglichkeit an das gesamte System, an die übermächtige zaristische Herrschaft, auf der man saß wie eine Fliege auf dem Zaumzeug, das einem wilden, fremden Pferd Kopf und Seiten einschnürt.

Während Seweryn Baryka also Jahr für Jahr von der Rückkehr in die Heimat träumte und dabei gleichzeitig immer reicher und angesehener wurde, legte er seine ganze Liebe und Hoffnung in seinen Sohn, den gesunden und kräftigen Czarus. Der Junge hatte von klein auf die teuersten Lehrerinnen für Französisch, Englisch, Deutsch und Polnisch und die besten und teuersten Tutoren, als er ins Gymnasium eintrat. Er lernte gar nicht schlecht – oder besser gesagt, er hätte ausgezeichnet gelernt, wenn seine vernarrten Eltern ihn nicht ständig aus Sorge, er könne sich überanstrengen, mit ihrer Fürsorge und ihren Zärtlichkeiten behindert hätten. Im stillen Arbeitszimmer, ausgelegt mit einem Teppich, der so flauschig war, dass die Füße darin versanken,

verbrachten Vater und Sohn oft herrliche Stunden nur zu zweit. Der Erstklässler auf der Brust des Vaters, den Kopf an dessen Kopf gelehnt, und der Vater, sich im Schaukelstuhl wiegend – so paukten sie dicht beieinander das Einmaleins, eine französische Fabel, die der strenge Französischlehrer für morgen aufgegeben hatte, oder wiederholten unermüdlich ein kleines polnisches Gedicht, nur um die korrekte Aussprache dieser schwierigen Sprache nicht zu verlernen. Die Schule tat das Ihre. Czarus sprach Russisch ungleich besser als Polnisch. Daran änderte auch nichts, dass zu Hause auf Polnisch Wert gelegt wurde oder dass die Dienstmädchen Polinnen waren. Die Mutter trug, wie wir wissen, nicht zur Russifizierung des Sohnes bei. Auch der Vater trug nicht zur Russifizierung von Czarus bei – obwohl er die Notwendigkeit, die Staatssprache zu beherrschen, durchaus einsah und großen Wert darauf legte –, denn zu dieser Zeit zog ihn selbst schon jenes feine, sanfte, herrschaftliche Etwas an, das aus der fernen Heimat herüberwehte. Doch das Leben selbst, durchdrungen vom russischen Geist, tat sein Übriges.

So vergingen Czarus' Tage in den Armen von Vater und Mutter, auf ihrem Schoß, unter ihren liebenden Blicken.

Erster Teil

Gläserne Häuser

Czaruś war gerade von der vierten in die fünfte Klasse versetzt worden und hatte sein vierzehntes Lebensjahr vollendet, als Seweryn Baryka als Reserveoffizier zum Militärdienst einberufen wurde. Der Krieg war ausgebrochen. Schnell, innerhalb weniger Tage, war die Familienidylle jäh zerstört. Cezary fand sich allein mit seiner Mutter in der verwaisten Wohnung wieder. Als er den Vater zum Kriegsschiff begleitete, das nach Astrachan ablegte, empfand er keinerlei Bedauern. Etwas Neues! Tausende Details, Kleinigkeiten, Daten, Namen, Zahlen im Zusammenhang mit dem Uniformwechsel des Vaters fesselten ihn. Er packte den Koffer, den prächtigen Koffer des Vaters aus dickem, gelbem Leder, mit Metallbeschlägen, eingepprägten Initialen und vielen geheimnisvollen Fächern im Inneren. Das Weinen und die krampfartigen Schluchzer der Mutter, die von früh bis spät verzweifelt war, teilte und verstand er absolut nicht. Erst als der Vater mit anderen Offizieren an Bord war, er selbst mit der Mutter am Ufer stand und der Laufsteg lautstark entfernt wurde, überfiel Cezarek eine Panik, wie er sie noch nie erlebt hatte. Unter dem Druck dieses Gefühls streckte er die Hände aus und begann zu schreien wie ein kleines Kind. Doch die beruhigenden Gesten, die die weißen Hände des Vaters in die Luft zeichneten, beruhigten ihn ebenso plötzlich, wie dieser blinde kindliche Schmerz gekommen war. Das ist ja nur für kurze Zeit! Reine Manöver! Der Krieg wird nicht

lange dauern. Ein paar Wochen vielleicht. Vielleicht ein Monat. Höchstens zwei. Die russische Walze wird über die Felder der Feinde rollen, alle Hindernisse wie Möhren oder Maiskolben zerquetschen, und alles wird wieder normal. So sagten es alle, und diese Meinung hatte auch Cezary als Erbe vom abreisenden Vater übernommen.

Als er mit der Mutter, die tatsächlich totenstill war, vom Hafen nach Hause zurückkehrte, war er schon wieder fröhlich. Dies und das hatte ihn getröstet, vor allem aber die Aussicht auf Freiheit. Der Vater, der ihn nie, absolut niemals bestraft, ja nicht einmal gescholten, sondern ihn nur halb im Scherz, mit leichtem Spott, witzelnd zurechtgewiesen hatte, besaß über den Sohn eine eiserne, unbeugsame Macht. Trotz des sanften Lächelns des Vaters, trotz seiner höflichen Empfehlungen und bescheidenen Ratschläge, seiner gutmütigen Bitten, die er beiläufig unter Schmeicheleien und Scherzen äußerte – nichts half. Es waren eherne Regeln und Paragraphen seines Willens, mit einem Lächeln und unter Liebkosungen durchgesetzt. Es war eine autokratische Herrschaft und eine Diktatur, so unerschütterlich, dass nichts, buchstäblich nichts, sie brechen konnte. Nun lockerte sich dieser eiserne Ring und fiel wie von selbst ab. Die panische Angst in den Augen der Mutter – „Was wird Vater dazu sagen?“ – war verschwunden. Der Vater war aus der Wohnung und aus seiner Welt verschwunden, und seine Abwesenheit schien zu sagen: „Tu, was du willst!“

Die Freiheit machte Cezary glücklich. Seine Mutter erfüllte sie mit Schrecken.

„Was soll nun werden?“, flüsterte sie und rang die Hände.

Cezary stellte sich solche Fragen nicht. Er versprach der Mutter, er werde gehorchen, ganz genauso, als wäre der

Vater im Arbeitszimmer anwesend. Er nahm sich vor, gehorsam zu sein, und beruhigte die Mutter mit tausend zärtlichen Liebkosungen. Doch im Grunde seines Herzens zog es ihn mit Leib und Seele fort. Was er bei der Mutter nicht mit Eigensinn und Launen durchsetzen konnte, erlangte er durch Schmeicheleien oder eine Szene. Jetzt setzte er seinen Kopf durch. Er tat, was er wollte. Ohne die Grenzen der Bereiche zu beachten, die er früher nicht überschreiten durfte, stürzte er sich nach rechts und links und vorwärts, um alles genau zu erkunden, was ihm früher verboten war. Ganze Tage verbrachte er nun außer Haus mit Lausbubenstreichen unter Kameraden, mit Spielen, Vergnügungen, Eskapaden und Schulschwänzen. Als die Ferien vorbei waren, „besuchte“ er das Gymnasium und nahm zu Hause wie früher Französisch-, Deutsch-, Englisch- und Polnischunterricht, aber das war nun eher eine Kette von Streitereien und manchmal auch Prügeleien. Mit jedem Lehrer legte er sich nun an, zettelte Streit an und führte endlose „Prozesse“, denn ständig widerfuhr ihm „Ungerechtigkeiten“ und „Kränkungen“, für die er sich dann wiederum als Ehrenmann rächen musste, und zwar auf eine Weise, die in den maßgeblichen Kreisen – unter den „alten“ Kameraden der fünften Klasse – als angemessen galt. Die – an sich harmlosen – Spiele, das Herumtreiben und die Rüpelhaftigkeit nahmen ihn gefangen wie eine Naturgewalt. Mit einigen alten Kameraden schwänzte er den Unterricht und zog durch die Gegend, trieb sich sogar nachts auf den Straßen herum, in Gruben und auf unwegsamem Gelände, zwischen den Trümmern zoroastrischer Tempel und den Ruinen alter Moscheen.

Nachdem er sich aus dem väterlichen Zaumzeug befreit hatte, konnte er keinerlei Zügel mehr ertragen. Die unglückliche Mutter verlor den Kopf, zerfloss in Tränen und verzehrte sich vor Unruhe. Beim Anblick dieser bitteren Tränen, die ihn zu Tode langweilten, besserte sich Cezary für einen Tag, mit Mühe für zwei. Am dritten heckte er schon wieder irgendwo etwas aus. Er warf bei Tataren Scheiben ein, kletterte auf die flachen Dächer der Häuser und schoss, für die Bewohner unsichtbar, mit der Schleuder auf sie. Dort bohrte er ein Loch in die Rückwand eines Hauses, um durch die Öffnung die „Frauen“ eines muslimischen Millionärs zu beobachten, die ohne Tschartschaf, Gesichtsschleier aus Seide, im baumlosen Gärtchen umhergingen; hier organisierte er für einen unausstehlichen Lehrer eine Katzenmusik. Nachts schlenderte er ziellos und sinnlos über den endlosen Boulevard der Neustadt oder rannte einfach wie ein herrenloser Hund durch die Gassen und die engen, steilen Sträßchen der Altstadt, tummelte sich im Hafen, im Schmutz und Dunst der „Schwarzen Stadt“ (des Ölfeldbezirks) oder zwischen den Schlammvulkanen, deren Krater salzigen Schlamm ausspucken. Dieser Drang, umherzustreifen, ziellos von Ort zu Ort zu hetzen, wurde zur Sucht und Leidenschaft. Er konnte nicht still sitzen. Dazu kamen die Spiele: Spiele mit einem Gürtel, mit Steinchen, „Kitschki“, einer Art Geschicklichkeitsspiel, und mit abgenutzten georgischen Spielknöcheln.

Cezarys müßige Tage waren jedoch mit durchaus anspruchsvollen Tätigkeiten gefüllt. Er lernte eine Rolle für ein Theaterstück mit Räuberinhalt, das die Kameraden heimlich in den Ruinen alter Befestigungsanlagen von Baku aufführen wollten. Gemeinsam mit anderen baute er

Verstecke in Felshöhlen und im Labyrinth alter Mauern, um verbotene Bücher, Puschkins „unanständige“ Verse und andere als „pornografisch“ geltende Schriften aufzubewahren. Dort lag auch ein alter Revolver ohne Munition versteckt, und ein georgischer Zierdolch (Kindschal) wurde aufbewahrt, dessen Stöße „vorerst“ noch für niemanden bestimmt waren. Beide, Revolver und Dolch, in buntes Seidenpapier gewickelt und häufig neu umwickelt, warteten geduldig auf ihr Schicksal. In der Zwischenzeit verübte man Überfälle auf „Bourgeois“ tatarischer wie armenischer Art mit weniger militärischen Mitteln. Gewöhnliche Steine reichten aus, um Scheiben einzuwerfen.

Die Mutter war nicht imstande, den Sohn zu Hause zu halten, ihn zu bewegen, seine zügellosen Gewohnheiten zu ändern, ihn zu beaufsichtigen oder seine Verstecke ausfindig zu machen. Fast ununterbrochen wartete sie auf seine Rückkehr. Wenn er nach seiner Mütze griff und aus dem Haus stürmte, stieg ihr etwas in die Kehle und nahm ihr den Atem. Sie hatte nicht mehr die Kraft, den Bengel zu bitten, nicht zu gehen. Anfangs tat er gehorsam: Er schlich herum, schmeichelte, erbat die Erlaubnis für einen kleinen Bummel. Später legte er sich eine freche Art zu. Mit der Zeit wurde er unverschämt, spöttisch, bissig, streitsüchtig und angriffslustig. Und schließlich machte er sich gar nichts mehr aus seiner Mutter. Sie biss die Zähne zusammen und schwieg, während sie endlose Stunden der Angst um ihren einzigen Sohn durchlitt.

Diese fremde Stadt wurde ihr noch fremder, unverständlicher, bedrohlicher, unheilvoller. Nach der Abreise ihres Mannes fürchtete sie sich hier vor allem. Solange der Mann zu Hause war, war er die Person – sie nur

der stille, demütige Schatten dieser Person. Nun musste dieser Schatten zu einer handelnden Figur werden. Der Schatten musste Willen, Autorität und Entschlusskraft entwickeln. Wie unerträglich, wie lästig war dieser Zwang! Sie musste über alles Bescheid wissen, voraussehen, verhindern, befehlen. Sie verlor sich im Gewirr ihrer Pflichten. Sie wusste nicht, womit sie anfangen sollte, wo der Weg war und wie sie ihn gehen sollte. Sie schämte sich und war voller Angst. Sie durchlitt eine der grausamsten Foltern: die Folter des Handelns, die der hilflosen Passivität aufgezwungen wird. Sie litt darunter, der Situation nicht gewachsen zu sein. Die Angst um den Sohn, der wie zum Trotz immer gerissener wurde, machte sie fertig. Einzige Erleichterung fand sie nachts, wenn der Junge fest schlief. Dann hörte sie seinen Atem, wusste, dass er neben ihr war und ihm nichts drohte. Aber sie selbst schlief dann nicht. Sie litt unter Schlaflosigkeit. Doch die Schlaflosigkeit der durchwachten Nacht war ihr lieber als die Angst des hellen Tages. Ach, wie gut tat es ihr, sich auf ihrem Lager zu verkriechen, sich in eine Ecke zurückzuziehen und den hübschen Kopf des Jungen zu betrachten, umrahmt von dichtem, welligem Haar, und - ihn so betrachtend - von ihm zu träumen!... Wie hübsch, wie geliebt war doch dieser Lausbub, dieser Bengel, dieser Herumtreiber und Tunichtgut!

Was er wohl träumt - was da wohl unter der bezaubernden Oberfläche seiner fliehenden Stirn vor sich geht? Was ist wohl in diesen fest geschlossenen Augen unter den schattigen Lidern zu sehen? Ein leidenschaftlicher Schrei dringt aus der pulsierenden Kehle! Ein heftiges, wildes, grausames Schauspiel scheint sich vor ihm

abzuspielen, denn die gerade Nase spannt sich wie eine Bogensehne, die Nüstern beben, und die Lippen des unvergleichlichen Mundes enthüllen das Grauen und die Drohung der wunderschönen weißen Zähne! Was für ein Wolf! Welch unbändige Leidenschaft in diesem schläfrigen Lächeln des Kindes! Und während sie so das Köpfchen ihres Einzigen betrachtete, dachte sie tief nach: „Wer, um Himmels willen, ist dieser Junge? Ein unergründliches Geheimnis hatte ihn in ihr entstehen lassen. Einst war er winzig und hilflos – ein kleiner Körper, dessen Existenz allein von ihr abhing – ein Teil ihres Ganzen, wie ein neues Organ ihres Körpers, eine Hand oder ein Fuß... Sie hatte ihn genährt, gepflegt, großgezogen. Jahr für Jahr wuchs er in ihren Händen, vor ihren Augen, in ihrer Umarmung. Jeder seiner Tage hing von ihr ab, begann mit ihr, endete bei ihr. Ihre Kräfte hatte sie ihm eingeflößt, ihr Leben Tropfen für Tropfen in seine Kräfte sickern lassen. Sie hatte die Bahnen seines Blutes gelenkt und gerichtet. Sie hatte ihm Stimme, Schrei, Gesang gegeben. Und nun wurde er fremd und unheilvoll. Er wendet sich gegen sie. Von ihm geht etwas Böses auf sie über. Die grenzenlose Liebe zu ihm verwandelt sich und wird zur Qual für ihren schwachen Körper und ihren matten Geist. Wenn sie ihn nicht so grenzenlos liebte, was würde es sie kümmern, selbst wenn er verdarb und herumtobte, wo er wollte? Aber er schlägt auf die Liebe ein, zerrt an der Kraft, mit der der schwache Rest ihrer Stärke ihn ausgestattet hat.“

Oft dämmerte es schon, bevor sie erschöpft in einen leichten Halbschlaf fiel, in kurzes Vergessen, in ein Halbwachen. Jede Bewegung des Jungen, sein Schnarchen oder Reden im Schlaf weckte sie. In diesen halbwachen

- Niemals.
- Warum also hast du mich hierher gerufen?
- Ich habe dich hierher gerufen - stöhnte sie aus der tiefsten Tiefe des Schmerzes - um dich anzusehen, die einzige, einzige Liebe meines Herzens! Auf mein getötetes, getötetes Glück! Und du dachtest, ich hätte dich zu einem Stelldichein gerufen?... Ins Hotel? Eine anständige verheiratete Frau... ins Hotel...

- Ich dachte nichts.
- Also sagst du, ich hätte abgenommen? Siehst du - das ist deinetwegen! Und du?

Ihre Augen trockneten und blickten nun, verweint und gerötet, mit unbeschreiblicher Liebe, mit unergründlicher Süße. Sie betrachtete Cezarys Lippen, Augen, Kinn und Wangen, als küsste sie sie materiell mit den Augen. Hundertmal hob sie die Augen zu ihm und kehrte hundertmal zurück.

- So ist das also - seufzte er - jetzt bist du Barwickis angetraute Ehefrau.

- Ja.
- Und diese Heirat steht unserem Glück im Wege?
Sie zögerte, schwankte an Ort und Stelle, unfähig weiterzugehen. Schließlich sagte sie:

- Heirat hin oder her... Was ist mir schon Barwicki! Aber das Wort. Das gegebene Ehrenwort.

- Ehrenwort...

- Ja, Czarus. Ich war frei, und du warst frei. Wir waren zwei freie Vögel. Wir tobten vor Glück unter unserem Himmel. Aber du hast all das mit Füßen getreten!

- Du lügst! Du bist es, die jetzt alles mit Füßen tritt! Unser Glück!

- Sei nicht böse auf mich! In diesem Augenblick sei nicht böse auf mich! Von diesem Augenblick werde ich leben... lange Monate, lange Monate... Nimm mir diesen Augenblick nicht!

Sie wollte unbemerkt seine Hand ergreifen, aber er riss sie weg. Wieder ergriff ihn die Furie der Eifersucht, der schrecklichste der Dämonen. Er lachte wild:

- Ehrenwort! Ehrenwort!

Er verbeugte sich von fern.

- Czarus! Geh nicht! Czarus! - rief sie verzweifelt, in wahnsinniger Qual.

Aber er drehte sich nicht mehr um. Eine Wildheit des Gefühls senkte sich in ihn, als wäre das Herz eines wütenden Habichts in seiner Brust erwacht, als wären ihm die rachsüchtigen Klauen eines Habichts an den Händen gewachsen. Er ging, mit den Füßen den Schlamm verspritzend, ergriffen pfeifend, zwischen den dumpfen Bäumen.

Es war der erste Tag des Vorfrühlings. Ein Südwind wehte und verwandelte die entlang der Gehwege aufgehäuften Schneemassen in flüssigen Schlamm. In die Haare und Mündchen, in die Nasenlöcher, auf die Wangen und in die Ohren der zur Schule eilenden Kinder wehte jener trockene, andere Wind. Tausende Spatzen zwitscherten fröhlich, bis zum Umfallen, trotzig und unnachgiebig auf den Simsens der schäbigen Mauern, auf den Knicken der Dachrinnen und auf den schwarzen Ästen der Kastanie, des Gefangenen im Hof des jüdischen Mietshauses. Blassgrüne Jüdlein steckten ihre bläulichen Nasen aus den Kellern und, sozusagen, aus den Wohnungen in der Franciszkańska-Straße hervor. In den

sauberen Alleen gingen die Passanten fröhlich und stampften mit trockenen Schuhen auf dem Beton des Gehwegs, der zusehends trocknete. Schon trieb sich an der Straßenecke eine junge Straßendirne in verfrüht frühlingshafter Kleidung herum, um doch mehr Nacktheit als Köder den Halunken zu zeigen. Eine Frühlingswolke zog über die Stadt wie ein Engel Gottes, der Tugendhafte und Sündige gleichermaßen liebte. Eine Glocke auf einem fernen Turm läutete, als rief sie im Auftrag des durch den Himmel fliegenden Engels allen Elenden zu, den Gequälten und von Krankheiten Zerfressenen: „Frühling, o ihr irdischen Elenden!“.

Genau an diesem Tag zog von der Nowy Świat-Straße, über den Platz der Drei Kreuze, eine große Arbeiterdemonstration in Richtung Belvedere. Arbeitslose infolge einer Fabrikanten-Aussperrung, Streikende aufgrund der Teuerung und der Unmöglichkeit, von einem so elenden Arbeitslohn, wie er ihnen zuteilwurde, zu leben – und klassenbewusste Kommunisten. Diese führten die Spitze an, die junge Garde, oder besser gesagt, die Avantgarde der Sowjets.

Diese Leute waren vom unteren Powiśle und vom fernen Wola herbeigeströmt. Sie hatten sich einzeln durch alle Straßen geschlichen und trafen erst hier, am Ausgang der Ujazdowski-Alleen, zusammen und stießen mit Freude auf die Ihren. Der eigentliche Grund dieses Marsches war folgender: In einer Fabrik forderten die Arbeiter eine Lohnerhöhung um 50 Prozent. Als die Direktion kategorisch ablehnte, nahmen sie den Direktor höflich unter die Arme und führten ihn auf den Hof, und vom Hof hinter das Tor. Dort aber baten sie ihn mit dem Knie, in seine Wohnung zu

gehen und sich hier nicht herumzutreiben, wo er nicht gebraucht wurde. Sie selbst aber nahmen Stellung an den Maschinen, jeder Spezialist an seiner Spezialität. Die Fabrik erklärten sie für vom Arbeiterrat in Besitz genommen. Der Fabrikbesitzer seinerseits erklärte, er schließe die Fabrik auf unbestimmte Zeit und entlasse alle Arbeiter. Daraufhin erklärten die Arbeiter, sie würden nicht zulassen, dass diese Fabrik geschlossen werde, sie würden selbst arbeiten und sie niemandem geben. Daraufhin umstellte die Polizei die Fabrik und forderte die Arbeitergruppe auf, freiwillig herauszukommen, wenn sie sich nicht der zwangsweisen Räumung aussetzen wolle.

Genau da forderte die Parteiführung von der Gesamtheit der Arbeiter Unterstützung. Die Demonstration verließ plötzlich den Platz und marschierte zum Belvedere. In der ersten Reihe der ansehnlichen Menge gingen, untergehakt, die ideellen Vertreter, unter anderem Lulek und Baryka. Baryka genau in der Mitte, gekleidet in eine Soldatenjacke und eine Soldatenmütze. – Sie sangen.

Gerade zeigte sich berittene Polizei in einer der Querstraßen. Ein Offizier auf einem schönen Pferd, in einem auf der Brust geschlossenen Gummimantel, ritt in Sprüngen und Lektionen der Reitkunst an der grauen und ärmlichen Menge vorbei, die sich zusammendrängte und zu einem Körper verdichtete. Der Offizier betrachtete aufmerksam die Ideologen. Besonders aufmerksam den in der Soldatenmütze. Als sich die Menge schon ganz dem Belvedere-Schlösschen näherte, trat aus dem soldatischen Wachhaus eine Infanterieabteilung hervor und stellte sich quer über die Straße, als wäre dort plötzlich eine graue